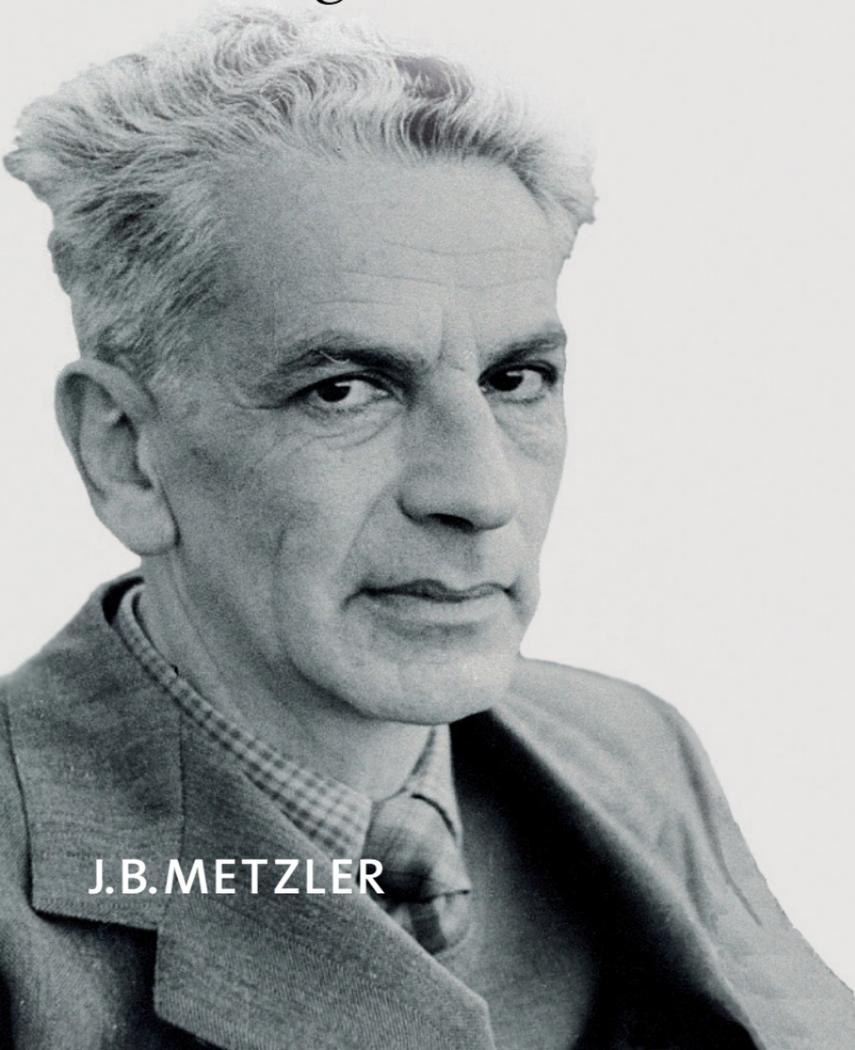


Karl Löwith

Mein Leben
in Deutschland vor
und nach 1933

Neuausgabe



J.B.METZLER



J.B.METZLER

Karl Löwith

Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933

Ein Bericht

Mit einer Vorbemerkung von Reinhart Koselleck
und einer Nachbemerkung von Ada Löwith

Neu herausgegeben von Frank-Rutger Hausmann

Verlag J. B. Metzler
Stuttgart · Weimar

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

ISBN 978-3-476-02181-6
ISBN 978-3-476-00220-4 (eBook)
DOI 10.1007/978-3-476-00220-4

Dieses Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt. Jede
Verwertung außerhalb der engen Grenzen des Urheberrechtsgesetzes ist ohne
Zustimmung des Verlages unzulässig und strafbar. Das gilt insbesondere für
Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen und die Einspeiche-
rung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.

© 2007 Springer-Verlag GmbH Deutschland
Ursprünglich erschienen bei J. B. Metzler'sche Verlagsbuchhandlung
und Carl Ernst Poeschel Verlag GmbH in Stuttgart 2007
www.metzlerverlag.de
info@metzlerverlag.de

Inhalt

Vorwort von Reinhart Koselleck	IX
--------------------------------------	----

»Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933«

Kurzer Lebenslauf	1
Einleitung	2

1914 – 1933

Krieg und Gefangenschaft	3
Erinnerung meiner ersten Freundschaft vor dem Krieg	6
Nietzsche vor und nach Hitler	7
Österreicher, Deutsche und Italiener	9
Der Empfang in der Heimat	11
Der »Front-§«	12
Nach dem Krieg	16
Zwei deutsche Männer	18
Meine erste Freundschaft nach dem Krieg	20
Der Kreis um Stefan George und die Ideologie des N.S.	21
O. Spengler und K. Barth	26
In Freiburg bei E. Husserl	28
M. Heideggers Philosophie der Zeit (1919-36)	29
Heideggers Übersetzung des »je eigenen Daseins« in das »deutsche Dasein«	34
Heideggers Persönlichkeit	44
Der umgekehrte Aufbruch O. Beckers	46
Der Geist und das Christentum sind in Deutschland ein Anachronismus	51
Beckers Stellung zur Judenfrage	55
Mein letztes Wiedersehen mit Husserl in Freiburg 1933 und mit Heidegger in Rom 1936	57
Meine Freunde aus der Freiburger Studienzeit	60

Die Auszehrung alles Bestehenden durch die Inflation	61
Als Hauslehrer in Mecklenburg.....	62
Die Flucht aus der Zeit nach Italien.....	63
Rückkehr nach Marburg und Habilitation.....	65
Der 70. Geburtstag und der Tod meines Vaters.....	67
Drei Vorzeichen des Umsturzes.....	68
Vor dem Umsturz.....	72
Die deutsche »Erhebung« von 1933 und meine letzte Marburger Vorlesung.....	74

1934 – 1936

Mein Abschied von Marburg.....	81
Italiener und Deutsche.....	82
Nationalsozialistische Professoren in Rom	85
Zwei deutsche Institutsdirektoren.....	87
Die deutschen Emigranten in Rom.....	89
Russische Emigranten in Italien und Japan	94
Die Vertreibung der Juden aus Italien.....	95
Eine japanische und eine deutsche Naivität	96
Jüdische und arische Schicksale der Marburger Universität.....	98
Der Reflex der deutschen Ereignisse in Italien	101
Auf dem Prager Philosophiekongress (1934)	103
Die Entziehung des Lehrauftrags und meine Reise nach Deutschland.....	104
Rückkehr über Paris nach Italien	105
Im Flugzeug nach Istanbul	107
Berufung nach Japan und Abschied von Deutschland und Europa.....	108
Verlegermisèren.....	109

1936 – 1939

Ankunft in Japan.....	111
Ein englischer Kollege.....	111
Eine italienische Exzellenz und ein deutscher Geheimrat in Sendai	112

Die deutschen Emigranten in Japan	115
N.S. in Karuizawa	117
Mein Verkehr mit Deutschen in Japan	119
Die deutschen Ereignisse von 1936-39	124
Zwei arische Emigranten	127
Wie für mich die Trennung von Deutschen und Juden begann.....	130
Deutscher und Jude zugleich.....	131
Die deutsche Vereinfachung und der deutsche Protest.....	131
Nachwort.....	136
Abbildungen.....	137
Anmerkungen	157
 Typoskriptvarianten, Übersetzungen fremdsprachiger Zitate und ergänzte Eigennamen	 165

Nachträge und Erläuterungen

Noch ein Nachwort (<i>Karl Löwith</i>).....	171
Verzeichnis aller Abbildungen des Typoskripts	174
Von Karl Löwith zitierte Bücher und Schriften.....	179
Curriculum Vitae (1959)	182
Nachbemerkung (<i>Ada Löwith</i>).....	194
Editorische Bemerkungen (<i>Frank-Rutger Hausmann</i>).....	197
Namenregister mit Auflösung von Kürzeln.....	201

Vorwort

Karl Löwiths Lebensbericht aus dem Jahre 1940 wurde durch einen äußeren Anlaß hervorgerufen. Von der Harvard-University ging ein Preisausschreiben aus, um Erfahrungsberichte von Augenzeugen aus Deutschland vor und nach 1933 zu sammeln. Über den Verlauf des Verfahrens und den Verbleib der Einsendungen konnte bisher nichts ermittelt werden. Jedenfalls erhielt Löwith keinen Preis, und das verwundert kaum, denn »philosophische Erwägungen über die Vergangenheit« waren nicht erwünscht. Nun hat Löwith zwar weder eine philosophische Autobiographie verfaßt, noch hat er sich in allgemeinen kulturkritischen Betrachtungen ergangen, aber der Bericht fließt natürlich aus seiner unverwechselbaren Handschrift. Es ist die Handschrift des Philosophen, der ein biologisches Studium zurückgelegt hatte. Die Nüchternheit und Prägnanz einer mikroskopischen Sicht wird mit der Unmittelbarkeit und Klarheit phänomenologischer Beschreibung verbunden.

Es handelt sich also nicht um Memoiren im Rückblick, wie sie heute erscheinen und die aus der Vergangenheit zu retten suchen, was möglich – oder unmöglich ist. Eher handelt es sich um eine Zwischenbilanz, niedergeschrieben im japanischen Exil, um ein Innehalten, das noch von der unmittelbaren Betroffenheit zeugt, aus der sich Löwith mit der unerbittlichen Konsequenz seines Denkens zu befreien sucht. Es ist ein dramatisches Dokument, das nicht bis ins Letzte hinein kunstvoll komponiert ist, sondern mit tagebuchartiger Spontaneität immer von neuem einsetzt, das viele Briefe sprechen läßt und dem gedruckte Beigaben aus der nationalsozialistischen Selbstherrlichkeit eingefügt sind, die Löwith mit wacher Neugierde, gedämpftem Zorn und steigender Verachtung gesammelt hat. Es ist ein Dokument, dem sich die Spuren unvermittelbarer Erfahrung eingeschrieben haben. Darin liegt seine nicht überholbare Gegenwartigkeit.

Die Gliederung ist – wechselweise – chronologisch und sachlich. Damit wird der doppelte Zugriff deutlich, werden zwei Ebenen umrissen: einerseits werden die persönlichen Erlebnisse berichtet, die auf die Wende von 1933 voraus- oder zurückweisen, zum anderen werden die Erfahrungen reflektiert, die Herausforderungen der Zeitgeschichte, soweit sie in das Leben des Autors eingegriffen und ihn zu einer Antwort genötigt haben.

Die Biographie beginnt scheinbar normal, mit der Jugend eines Jugendbewegten, der aus einem gut bürgerlichen Künstlerhaus stammt. Der Vater war ein konfessionslos gewordener Jude aus Mähren, dessen Vaterland Deutschland und dessen Heimat München wurde, wo er als Maler eine hoch geachtete Stellung gewonnen hatte. Es folgen die freiwillige Meldung zum Kriegsdienst, Frontkampf im Regiment des Ritters von Epp, schwere Verwundung und Gefangenschaft in Italien, Rückkehr nach München, Begegnung mit Max Weber, das Studium bei Husserl und Heidegger, Habilitation in Marburg und erfolgreiche Dozententätigkeit – bis zum Jahre 1933. Insoweit lesen wir eine gelungene, wenn auch im Rahmen des Bildungsbürgertums typische Biographie.

1933 erfolgt die Ächtung als Jude, nicht völlig überraschend, aber alle Fasern der bürgerlichen Existenz zerschneidend, – scheinbar verzögert infolge der Kriegsteilnahme, – in Wirklichkeit noch demütigender, als ob die Kriegsteilnahme eine wissenschaftliche Qualifikation darstelle, die Löwith als Jude abgesprochen wurde. Seit 1933 werden Löwith Alternativen aufgeboten, die er sich nicht gesucht hat: Jude sein zu sollen, sein Amt aufgeben zu müssen, nach Italien zu entweichen, als Exilierter und nicht als Emigrant. Nach dem Auslaufen eines Rockefeller-Stipendiums die Suche nach einer Stellung in der restlich verbliebenen Welt. Schließlich, kurz vor der erneuten Vertreibung aufgrund der italienischen Rassengesetze, die rechtzeitige Übersiedlung nach Sendai, wo ihm Schüler und Freunde allem Einspruch deutscher Dienststellen zum Trotz eine Professur verschafft hatten. Der Bericht endet vor der letzten, ebenfalls gerade noch rechtzeitigen Flucht in die USA, wohin Löwith und seine Frau kurz vor Pearl Harbour entkommen konnten.

Dieser äußere Lebenslauf eines Gejagten, der von seiner Natur auf Kontemplation eingestimmt war, ist schon aufreibend genug, um den Leser anzusprechen und zu beanspruchen. Aber die wirkliche Herausforderung liegt in den Reflexionen, die Löwith beiläufig notiert. Sie lassen sich nicht mehr zusammenfassen, weil sie den einmaligen Situationen verhaftet bleiben, denen sie entsprangen.

Die biographischen Etappen werden zumeist durch Personen markiert, mit denen Löwith zusammentraf, sich fand oder auseinandersetzen mußte. Er ist ein Meister des Kurzporträts, psychologisch und physiognomisch, gewürzt durch Anekdoten, situativ nicht mehr auflösbare Dialoge und durch lakonische Kommentare, deren Knappheit nicht zu unterbieten ist. Löwith schreibt einen taciteischen Stil. – Hier finden sich Charakteristiken von Max Weber und Albert Schweitzer,

von Bultmann oder von Carl Schmitt, um nur vier Extreme zu nennen, mit denen Löwith nicht zufällig zusammengetroffen ist. Hier findet sich vor allem die autobiographische Genese der Heidegger-Kritik, die später, – *Denker in dürftiger Zeit* 1953 – erschienen ist. Die eindeutige Anerkennung und die entschiedene Distanzierung von seinem Lehrer Heidegger bündeln sich zu einem Rätsel, das weder bloß psychologisch noch bloß soziologisch gelöst werden kann, weil immer ein Winkel aus der jeweils anderen Perspektive uneinsichtig bleibt. Löwith leuchtet in jeden Winkel, redlich im Dank, aber vom Dank unbeirrt.

Der persönlich einmalige Bericht gewinnt schließlich exemplarischen Rang, sobald die Ereignisfolgen vor und nach der Machtergreifung Hitlers geschildert werden, kraft seines ungetrübten Blicks, den sich Löwith bewahrt hat. Die politische Semantik verrät noch die zeitliche Nähe und Verstrickung, die – vergangene – Gegenwartigkeit des schleichenden oder offenen Terrors, dem Löwith mit kühler Ruhe begegnet, auch wenn gelegentlich ein provozierter Haß aufbricht, minimaler Schutz vor dem Zugriff der nationalsozialistischen Deutschen.

Die Etappen des Löwith aufgenötigten Lebensweges zeigen per negationem die Geschichte der deutschen Misere, der Lächerlichkeit, des Ehrgeizes, des Opportunismus und der Anpassung, der Feigheit und des Fanatismus, die sich allesamt gegenseitig abstützen und hochtreiben. Der nationalsozialistische Einparteienstaat mit seinen Nischen und Absurditäten und mit seinen wohlorganisierten Verbrechen erweist sich zugleich als Voraussetzung und als Ergebnis von Verhaltensweisen, die Löwith – für uns Deutsche peinlich – exakt registriert. Meistens erübrigt die Beobachtung jeden Kommentar, gelegentlich wird sie mit der Feder des großen Moralisten konturiert. Die seltenen Fälle von Mut und Zivilcourage werden sorgsam festgehalten, aber auch sie machen deutlich, wo sie auflaufen oder leerlaufen, wie sie erstickt und in die Privatheit abgedrängt werden.

Was sich der normalen Einbildungskraft entzieht, was seit 1933 überhaupt möglich wurde, das bezeugen die Stationen eines – ex post gesehen vergleichsweise glimpflich verlaufenen – Lebens, von denen Löwith berichtet, weil sie ihn und seine Frau betroffen haben: die Judengesetze, »die politische Zoologie der Rassenprozent« machten aus seiner protestantisch getrauten Ehe eine »Mischehe« –, die obendrein willkürliche Anwendung der Judengesetze, der Entzug von Gehalt und Kriegsrente bei gleichzeitiger Aushändigung einer Kriegsmedaille in Rom –, die Sperrung des Vermögens, die Schließung der Hotels für Juden, die Be-

spitzelung und Denunziation, der Zwang zum Verschweigen der Wahrheit, die Sperre der Verlage, das Verbot der Bücher, also ein Zwang zum Verstummen, fast schon ein Verlust der deutschen Sprache als eines öffentlichen Kommunikationsmittels, all diese Stationen, so lächerlich und banal wie furchtbar und lähmend, werden minutiös dargestellt. Dabei lag die systematische Vernichtung der Juden noch jenseits des Berichtszeitraumes, was der Leser nicht vergessen darf, auch wenn die Konzentrationslager zum selbstverständlichen Wissen gehörten.

Die verlorene Heimat verstummt, weil die Zensur nicht mehr durchläßt, was erfragt werden könnte. Aber der politisch bewußt vollzogene Abschied kann nicht gelingen, weil sich der drohende Schatten des nationalsozialistischen Regimes auch in Italien und Japan zunehmend auf die Exilierten senkt. Doch Löwith verliert kein Wort der Angst. So wurde Löwith, wie gesagt, von einer Alternative in die andere gedrängt, ohne daß er sie sich je gesucht hätte.

Zwei große Themen sind es, die er – entlang allen Einzelgeschichten – immer wieder reflektiert: Der Verfall der deutschen bürgerlichen Welt und die ihm aufgenötigte Spaltung seiner Existenz in die eines Deutschen und eines Juden. Beide Themen hängen unmittelbar zusammen. Sie prägen den ganzen Bericht.

Das Jahr 1933 wird als tiefer Einschnitt, als Einbruch erfahren. Und das nicht nur wegen seiner persönlichen Diskriminierung als »Jude«, sondern ebenso als Ergebnis einer langen Periode der Dekadenz des Bürgertums, das durch Krieg und Inflation gebeutelt, einer Selbstzerstörung anheimfiel, aus der es keinen Ausweg zu geben schien. Derartige Zeugnisse können heute kaum unterschätzt werden. Denn Löwith läßt keinen Zweifel daran, daß er, der sich vor 1933 als unpolitisch betrachtet und auch so gelebt hatte, an der damals eingängigen Bildungskritik, an der intellektuellen Auflösung des Christentums und des Humanismus beteiligt war, und sei es auch nur als geschichtlich bewußter Philosoph, als konsequenter Analytiker dieses Prozesses. Aber daß der Weg nicht nur von Hegel über Marx zu Nietzsche führen sollte, sondern ebenso weiter zu Jacob Burckhardt, das war schon in seiner intellektuellen Biographie der zwanziger Jahre angelegt. Nur wurde die bewußt existentielle Wende erst vollzogen im Bannkreis des nationalsozialistischen Terrors, den Löwith als eine Konsequenz der deutschen Geschichte begreift.

Löwith bekennt sich ausdrücklich dazu, daß es keinen Weg zurück mehr geben könne, weder zurück zum Christentum, etwa aus Trotz gegen das neudeutsche Heidentum, noch zurück zum Judentum, aus

dem er sich emanzipiert wußte, noch gar zurück zum klassischen Neuhumanismus, zu »Goethe«. Und Löwith hat es nie akzeptiert, sich zu der ihm aufgenötigten Alternative zu »bekennen«. Das wäre einer scheinbar freiwilligen, de facto erzwungenen politischen Option gleichgekommen, die ihn als Philosophen um seine geschichtlich reflektierte Identität gebracht hätte. So fand sich Löwith auf einen Weg gedrängt, auf dem allein er sich behaupten konnte, und zwar mit Würde, auch wenn er diesen Ausdruck als pathetisch abgewiesen hätte. Es war der Weg des philosophierenden Historikers in die konsequente Skepsis, und es war der Weg des geschichtlich reflektierenden Philosophen zu einer Sicht der Welt, die aller Geschichte vorausliegt.

So sah sich Löwith paradoxerweise genötigt, eine Tradition zu wahren, deren Fragwürdigkeit er durchschaut hatte, aber deren tatsächliches Gegenteil – und Ergebnis – die Barbarei war. Das Festhalten am nicht mehr Einholbaren trieb ihn aber nicht in die Verzweiflung, sondern stärkte seinen rigorosen Zweifel, der sich allen Geschichten und allem Geschehen überlegen weiß. Es wäre ideologiekritisch anmaßend und philosophisch unzureichend, den einmal gewonnenen Standpunkt konsequenter Skepsis nur als sozial oder politisch-biographisch bedingt zu erklären. Das bezeugt der vorliegende Bericht; Löwiths Immunität gegen jede Phrase, die ihn selbst zu unterkühlter Ideologiekritik befähigt, hat seit dem Ersten Weltkrieg seinen Lebensweg geprägt. Seine Ablehnung jeder vorschnellen oder scheinbar endgültigen Lösung impliziert eine durchdachte politische Haltung, die zu aktivieren ihm in Deutschland nach 1933, zum jüdischen Feind abgestempelt, nicht mehr möglich war. Schließlich gewann er in und mit seiner Skepsis eine Position, die jede falsche Konzession zu machen verbietet.

Die geschichtlich bedingte Entstehung und die philosophisch genuine Überzeugungskraft jenes Skeptizismus, den Löwith später auf seinem Heidelberger Lehrstuhl vertreten wird, sie werden in diesem Lebensbericht einsichtig und nachvollziehbar.

Seine Distanz erlaubte es ihm, auch jene Zwischentöne herauszuhören, die etwas zwischen nationaldeutschen und gar nationalsozialistischen Juden auftauchten, und die so lächerlich wirken wie jene Juden, die ihn zu antisemitischen Bemerkungen herausforderten: obwohl beidesmal die bittere Ausweglosigkeit der Situation eine Erklärung, aber nicht den Schein einer Entschuldigung boten. – Oder er weiß zu unterscheiden zwischen dem treuherzigen SS-Studenten, der sich zum Abschied in Marburg bei ihm bedankt, und jenen Gestalten, die ohne

Parteinummer hochklettern, weil sie sich voreilig anpassen, – obwohl sich beide auf ein deutsches Schicksal beriefen, das zwar keine Erklärung aber den Schein einer Begründung lieferte.

Löwith bleibt skeptisch gegenüber allgemeinen Volkscharakteristiken, aber als Moralist, der er auf den Spuren der Franzosen und Nietzsches auch war, riskiert er brillante Gesamturteile, – etwa im Vergleich zwischen Italienern und Deutschen –, die aufgrund ihrer Einseitigkeit nur wahr sein können: wahr im Sinne der Moralistik, nicht der blanken Faktizität. So beklemmend der Bericht wirkt, es ist auch ein kritisches Vergnügen, ihn zu lesen.

Die Edition wurde von der Verlagsredaktion um einige, wenige Sätze gekürzt, ohne Sinn oder Zusammenhang zu zerstören. Die Nennung von Namen mit Anfangsbuchstaben wurde beibehalten, wo sie Löwith verwendet hat. Diese Schreibweise gehört zur Signatur der Zeit, in die der Bericht fällt. Die zu Buchstaben verkürzten Namen gerinnen gleichsam zu Typen oder Rollenträgern, deren Vielzahl oder Varianten sich der Leser hochrechnen kann. Löwith wollte nicht denunzieren, sondern demonstrieren. Ausgeschrieben wurden nur die Namen bekannter Figuren der Zeitgeschichte, aus Politik und Wissenschaft bis hin zu Spranger, dessen Opposition und deren betulich-törichte Vorträge in Japan Löwith auf einen gemeinsamen Nenner zu bringen weiß. Schließlich werden die Freunde mit vollem Namen zitiert, die zu nennen Löwith sich nicht scheuen mußte.

Löwith hat offenbar nicht daran gedacht, seinen Bericht nach der Rückkehr zu veröffentlichen. Er bekennt sich im Text mit Burckhardt zum »Gesetz der Verjährung ..., das nicht bloß nach Jahren, sondern nach der Größe des Risses seine Entscheide gäbe«. Das war geschrieben worden vor der Vernichtung der Juden, für die es im Sinne des Wortes keine Verjährung geben kann. Daß alles Vorher und Nachher der Geschichte in Anbetracht von Welt und Ewigkeit dahinschwinde, gehört zu den Antworten, die Löwith auch in seiner Vita 1959 formuliert hat. Diese Vita, vorgetragen in der Heidelberger Akademie der Wissenschaften, ist hinzugefügt worden: Sie zeugt von der erstaunlichen Kontinuität einer philosophischen Grundeinstellung, die sich, durch Terror und Exil bekräftigt, beidem gewachsen und überlegen weiß. Das macht Löwiths Lebensbericht erinnerungswert und denkwürdig.

**»Mein Leben in Deutschland
vor und nach 1933«**

\$1,000 Preisausschreiben

★ AN ALLE

die Deutschland vor und nach Hitler gut kennen!

★
Zum Zweck rein wissenschaftlicher Materialsammlung, die für eine Untersuchung der *gesellschaftlichen und seelischen Wirkungen des Nationalsozialismus auf die deutsche Gesellschaft und das deutsche Volk* verwendet werden soll, stellen wir eintausend Dollar als Preis für die *besten unveröffentlichten Lebensbeschreibungen (Autobiographien)* mit dem folgenden Thema zur Verfügung —

“MEIN LEBEN IN DEUTSCHLAND VOR UND NACH DEM 30. JANUAR 1933”

Das Preisausschreiben steht unter der persönlichen Leitung der folgenden Mitglieder des Lehrkörpers der Universität Harvard, die auch das Preisrichterkollegium bilden werden. Sie tragen die alleinige Verantwortung für die Beurteilung der eingereichten Manuskripte und für die Preisverteilung:

GORDON WILLARD ALLPORT	<i>Psychologe</i>
SIDNEY BRADSHAW FAY	<i>Historiker</i>
EDWARD YARNALL HARTSHORNE	<i>Sociologe</i>

Die folgenden Preise werden ausgesetzt:

ERSTER PREIS \$500 ZWEITER PREIS \$250 DRITTER PREIS \$100
VIERTER PREIS \$50 5 FÜNFTHE PREISE JE \$20

Manuskripte können unter *einem angenehmen Namen* oder *ohne Namensnennung* eingereicht werden; sie müssen aber *wahrheitsgetreu* sein.

Die Manuskripte können *Deutsch oder Englisch* geschrieben sein; die Wahl der Sprache hat keinen Einfluss auf die Beurteilung. Die Arbeiten können *beliebig lang* sein, sollen aber ein Minimum von 20,000 Worte betragen. *• 30 Typset*

Das Preisausschreiben schliesst am 1. April 1940. (Manuskripte müssen den Poststempel spätestens dieses Datums tragen.)

Die Arbeiten werden *streng vertraulich* behandelt werden.

BESONDERE RICHTLINIEN:

Manuskripte werden nur angenommen, wenn auf der ersten Seite klar die folgenden Angaben gemacht werden: ALTER (ungefähr) und GESCHLECHT des Verfassers; die GEGEND Deutschlands, in der der Verfasser lebte, und die EINWOHNERZAHL SEINES WOHNORTS; die RELIGION des Verfassers, sowie weitere wesentliche Angaben über die GESELLSCHAFTLICHE STELLUNG des Verfassers in Deutschland (z.B. verheiratet oder ledig, Kinder, ungefähres Einkommen, Ausbildung, usw.) (Ihre gesellschaftliche Stellung als solche hat keinen Einfluss auf Ihre Gewinnaussichten.)

Ihre Lebensbeschreibung sollte möglichst *einfach, unmittelbar, vollständig* und *anschaulich* gehalten sein. Bitte **BESCHREIBEN** Sie wirkliche Vorkommnisse, die **WORTE**

und **TATEN DER MENSCHEN**, soweit *erinnerlich*. Die Preisrichter haben kein Interesse an philosophischen Erwägungen über die Vergangenheit, sondern vor allem an einem Bericht persönlicher Erlebnisse. Zitate aus *Briefen, Tagebüchern, Notizbüchern*, und *sonstigen persönlichen Schriftstücken* geben Ihrer Schilderung die erwünschte *Glaubwürdigkeit und Vollständigkeit*. Dies soll kein literarisches Preisausschreiben sein. Sie sollten sich daran wagen, selbst wenn Sie nie vorher geschrieben haben, wenn Sie nur ein gutes Gedächtnis, scharfe Beobachtungsgabe, und Menschenkenntnis besitzen. Selbst wenn Sie keinen Preis bekommen, kann Ihre Arbeit als Quelle für das Studium des neuen Deutschlands und des Nationalsozialismus sehr wertvoll sein.

Anschriften erbeten an:

S. B. FAY, 776 WIDENER LIBRARY, CAMBRIDGE, MASSACHUSETTS, U. S. A.

Weitere Exemplare dieser Ankündigung stehen auf Ansuchen gern zur Verfügung.

Text der Ausschreibung, durch die mein Bericht entstanden ist

»Mein Leben in Deutschland vor und nach 1933«

Kurzer Lebenslauf

Alter des Verfassers: 43; Geschlecht des Verfassers: männlich; Gegend: Mitteldeutschland (Hessen); Einwohnerzahl des Ortes: 25000; Religion des Verfassers: evangelisch-lutherisch; Abstammung jüdisch. Gesellschaftliche Stellung des Verfassers: verheiratet mit einer arischen Deutschen. Kinderlos. Monatliches Einkommen: 350 RM. Akademische Ausbildung: Dozent der Philosophie.

Vorbemerkung Die folgende Lebensbeschreibung entspricht in zwei Punkten nicht ganz den Wünschen des Preisausschreibens: sie ist nicht immer »einfach und unmittelbar« und sie behandelt nicht nur mein Leben »in Deutschland«. Das erste möge damit entschuldigt werden, dass der Verfasser, dessen Beruf die *Philosophie* ist, auch die *politischen* Ereignisse notwendig in diesem Spiegel verstand. Und das zweite damit, dass sich das Denken und Tun der Deutschen *auch im Ausland* aufschlussreich offenbart.

Abkürzungen: n. s. = nationalsozialistisch; N. S. = Nationalsozialismus; Partei = die von Hitler gegründete NSDAP; Pg. = Parteigenosse; SA = Sturmabteilung der NSDAP; SS = Schutzstaffel der NSDAP.

Einleitung

Die Unterscheidung der Geschichte Europas durch ein »vor« und »nach« Christus beherrscht zwar in Deutschland noch den Kalender, aber nicht mehr die Geister. Die aus dem Weltkrieg hervorgegangenen Diktaturen erheben, wie einst die französische Revolution, den Anspruch, die gesamte Geschichte neu zu datieren. Und in der Tat, es lässt sich nicht leugnen, dass alles anders ist als es war. Die Tatsache dieser Veränderung wird in Deutschland niemand bestreiten: Hitlers Gefolgschaft und ihre zum Schweigen verurteilten Gegner stimmen in diesem Punkt überein. Es ist, wie mir vor kurzem aus Deutschland jemand schrieb, mit Vielem »einfach vorbei«.

Die folgenden Aufzeichnungen wollen einiges Material zur Veranschaulichung dieses »Umbruchs« geben. Sie beruhen ausschliesslich auf der Erinnerung eigener Erlebnisse sowie auf Briefen und andern authentischen Dokumenten, welche ich seit 1933 in der ihnen zukommenden Unvollständigkeit und Zufälligkeit aufbewahrt habe. Gemessen an den offiziellen Berichten des Nürnberger Parteitags, oder auch an den inoffiziellen über die Konzentrationslager, sind die Worte und Handlungen, die mich persönlich betrafen, so unbedeutend wie das Geschick eines deutschen Privatdozenten im Vergleich zu einer totalen und systematischen Umwälzung. In diesem Mangel an exzessiven Geschehnissen liegt der Vorzug der folgenden Aufzeichnungen: sie geben nicht mehr und nicht weniger als ein alltägliches Bild von dem was im beschränkten Umkreis eines unpolitischen Einzelnen wirklich geschah. – Nur in *einem* können sie nicht mehr der Wahrheit gemäss sein, nämlich im Ton. Die Erinnerung hat die Macht, selbst das Bitterste zu verwandeln, und was einer im Abstand von 6 Jahren erzählt, ist in den Besitz seines Lebens übergegangen, der das ursprüngliche Leid über den erlittenen Verlust ernüchert und übertönt. Andererseits sind die Ereignisse doch noch lebhaft genug, um die beteiligt gewesenen Menschen in einer Weise charakterisieren zu können, welche zeigt dass sie einen auch heute noch, mehr als man wünschen kann, angehen. Es lag mir fern die Schärfe des Urteils zu mildern, welche durch diese Nähe bedingt ist.

14. Januar 1940

1914 – 1933

Krieg und Gefangenschaft

[Abb. 1-3] Die deutsche Revolution von 1933 begann mit dem Ausbruch des Weltkriegs. Was seit 1933 in Deutschland geschieht, ist der Versuch, den verlorenen Krieg zu gewinnen. Das dritte Reich ist das Bismarcksche Reich in zweiter Potenz und der »Hitlerismus« ein gesteigerter »Wilhelmismus«, zwischen denen die Weimarer Republik nur ein Zwischenakt war. Als ich in den ersten Jahren des Umsturzes in einem Münchner Kaffee sass, boten SA-Männer Postkarten feil mit den Bildern von Friedrich dem Grossen, Bismarck und Hitler. Der beigebeschriebene Text erklärte, dass der Befreier Deutschlands vollende, was die beiden andern begannen. Die Linie der deutschen Entwicklung war damit richtig gezeichnet und zugleich eine Karikatur, wenn man den Abstieg in diesem »Fortschritt« bedenkt: von Friedrichs Korrespondenz mit Voltaire, über Bismarcks »Gedanken und Erinnerungen«, zu Hitlers »Mein Kampf«. Der skeptische Geist des preussischen Königs verwandelte sich über die »Blut und Eisen« Parole der 70er Jahre zur nivellierenden Phrase einer diktatorischen Demagogie.

Als mich der Krieg während unsres Sommeraufenthalts am Starnbergersee in meinem 18. Lebensjahr überraschte, war ich ein Schüler der vorletzten Klasse des Münchner Realgymnasiums. Im Oktober 1914 meldete ich mich freiwillig zum Heer. Nach knapp drei Monaten war ich als Infanterist ausgebildet und kurz vor Weihnachten kam ich mit einem Ersatzbataillon an die französische Front, wo wir bei Peronne die Schützengräben bezogen. – Der Drang zur Emanzipation von der bürgerlichen Enge der Schule und des Zuhause, ein inneres Zerwürfnis mit mir selbst nach dem Bruch meiner ersten¹ Freundschaft, der Reiz des »gefährlich Leben«, für das uns Nietzsche begeistert hatte, die Lust sich ins Abenteuer zu stürzen und sich zu erproben, und nicht zuletzt die Erleichterung des eigenen, durch Schopenhauer bewusst gewordenen Daseins in der Teilnahme an einem es umfassenden Allgemeinen – solche und ähnliche Motive bestimmten mich, den [Abb. 4-5] Krieg als eine Chance des Lebens und Sterbens willkommen zu heissen.

Der Kasernendrill in der Türkenkaserne des bayrischen Infanterie-Leib-Regiments hatte durch seine ausgesuchte Brutalität, zumal in der Behandlung der Freiwilligen, den Erfolg, dass jeder von uns den Tag der Versetzung an die Front als eine Erlösung empfand. Ich wurde der 8. Kompagnie zugeteilt. Mein Kompagniechef war Freiherr von Krauss, der Bataillonskommandant Oberst Epp, welcher 1933 zum n. s. Statthalter von Bayern ernannt worden ist. Der winterliche Stellungskrieg war durch den beständigen Kampf mit der Nässe in den lehmigen Gräben überaus anstrengend. Wir jungen Freiwilligen überstanden ihn besser als unsere bärtigen Landwehrmänner, die mit Sorgen an ihre Familien dachten, während wir frei und ledig waren. – Eine nächtliche Patrouille zu den nur 50 m entfernten französischen Gräben brachte mir die erste Beförderung ein. Ich besitze noch die drei Fetzen der erbeuteten blau-weiss-roten Fahne, die ich damals meinem Vater zu seinem Geburtstag geschickt habe und die er einrahmen liess. Mein Hauptmann v. Krauss, von den Soldaten wegen seiner opernhaften Allüren »Caruso« genannt, war ein vornehmer Herr mit Monokel, der trefflich zu kommandieren verstand und sich in seinem Berufe wohlfühlte. Mein Schul- und Regimentskamerad, Fahnenjunker v. Lossow, hatte ihn auf mich aufmerksam gemacht und so befreite er mich manchmal vom gewöhnlichen Dienst zum Schreiben des Kompagnieberichts im Offiziersunterstand. Nach dem Kriege begegnete ich ihm in München eines Tages auf der Strasse, aber nicht mehr in glänzender Uniform, sondern in einem abgetragenen Röckchen. Er sprach mich an und erzählte mir, dass er in einer Firma für Kunstexport angestellt sei. Mein Freund v. Lossow war nach dem Kriege in der Redaktion der »Münchner Neuesten Nachrichten« tätig, trieb später im Ausland Industriespionage und landete in der Grossindustrie. Das war das Schicksal vieler Berufsoffiziere.

Im Mai 1915, nach der Kriegserklärung Italiens an Österreich, wurde mein Regiment zum deutschen Alpenkorps an die österreichisch-italienische [Abb. 6-7] Grenze versetzt. Auf der Durchreise konnte ich in Kleineiting meine Eltern für einige Stunden wiedersehen. Ein barbarischer Drill in Bruneck für einen Parademarsch vor dem österreichischen Kaiser Karl verbitterte uns die letzten Tage vor dem Abmarsch in die Dolomiten, wo wir in 2000 m Höhe Stellung bezogen. Wir waren bepackt wie die Maulesel: mit einem 20 kg schweren Tornister, einem 4 kg schweren Gewehr, mit doppelter Munition und 2 über den Tornister geschnallten Decken. Als wir spät in der Nacht schweisstriefend am Praxer Wildsee anlangten, badeten wir in dem eiskalten Wasser

dieses Gebirgssees. Eine Lungenentzündung, wie in normalen Zeiten, hat niemand von uns bekommen. Die Menschen waren widerstandsfähiger als die Tiere, die unsere Küchenausrüstung trugen und oft nicht mehr weiter konnten. Ein Zug von 30 Mann wurde mir zugeteilt. Der kameradschaftliche Umgang mit diesen braven und tüchtigen Leuten fiel mir nicht schwer, doch widerstrebte mir das Kommandieren. Die primitiven Gemeinsamkeiten des Soldatenlebens («Hier scheissen nur Offiziere» hatte der Soldatenwitz an die Offizierslatrine geschrieben) mussten den Unterschied der Herkunft und Bildung überbrücken. Einen Unterschied der Rasse habe ich während meines ganzen Frontlebens weder von der Mannschaft noch vom Offizierskorps jemals zu spüren bekommen.

Wir schossen mit unsern neuen Zielfernrohrgewehren abwechselnd auf Gemen und Italiener, die zu bestimmten Tageszeiten über eine Brücke des Travenanza-Bachs das Essen zu einer Feldwache trugen. Mein Hauptmann wünschte zur Feststellung des Feindes Gefangene zu machen, und ich meldete mich zur Führung einer 3 Mann starken Patrouille. Wir stiegen nachts das steile Tal hinab und überquerten den Bach. Gegen 4 Uhr morgens lösten sich die dichten Nebel des Waldes plötzlich auf und wir befanden uns unversehens direkt gegenüber einer etwa 20 Mann starken Abteilung Alpini. Ein unbemerktes Zurück über den Bach war nicht möglich, ich ging hinter einem Baum in Anschlag, verständigte durch Zeichen meine Leute, zielte und feuerte. Im nächsten Augenblick war ich wie von einem [Abb. 8] atemberaubenden Schlag auf die Brust getroffen. Der Anprall hatte mich mit dem Gesicht zur Erde platt auf den Boden gewofen. Ein leises Gefühl sickernden Blutes und die Unfähigkeit mich mit den Händen vom Erdboden zu erheben, liessen mich blitzschnell erkennen, dass ich nicht mehr zurück konnte und von nun ab in den Händen des Feindes war. Das Schicksal meiner 3 Kameraden erfuhr ich erst später durch Briefe: einer hatte auf der Flucht einen tödlichen Bauchschuss erhalten und die beiden andern fielen tags darauf bei einer zweiten Patrouille. Unter den von meinem Vater aufbewahrten Briefen fand ich einen Bericht des Soldaten F, worin dieser meinen Eltern den »Heldentod« ihres Sohnes beschreibt. Sein höchst phantasievoll ausgeschmückter und sentimentaler Bericht enthält nicht *ein* wahres Wort, aber sämtliche Zeitungsphrasen, und doch bin ich überzeugt, dass er das selber alles geglaubt hat. – Mir schoss im Augenblick der Verwundung und der Erkenntnis der Situation der triviale Gedanke durch den Kopf: »wie schade um das schöne Paket!«, das

ich tags zuvor von zu Hause bekommen hatte und welches ausgezeichnete Zigaretten enthielt, die nun für immer dahin waren. Dann verlor ich das Bewusstsein und fand mich wieder auf einer Tragbahre in dem gespenstisch flackernden Licht eines düstern Unterstandes, wo sich ein Arzt freundlich um mich bemühte, während ein junger Dolmetscher meine Habseligkeiten an sich nahm. In der Nacht wurde ich von 4 Soldaten auf einer Tragbahre viele Stunden lang über die Berge bis zum nächsten Orte verbracht. Nach einer mich furchtbar durchrüttelnden Fahrt in einem mit Ziegeln beladenen Lastauto kam ich im nächsten Feldlazarett mehr tot als lebendig an und es folgten 2 Monate an der Grenze des Lebens. Lazarettgehilfen, deren Sprache ich nicht verstand, kamen hier und da nach mir sehen, nur mit einem katholischen Priester konnte ich mich auf lateinisch halbwegs verständigen.

Im 2. Monat unterbrach ein heller Tag die Einsamkeit meines nur durch Schmerzen unterschiedenen Daliegens: die väterliche Liebe [Abb. 9-12] und Energie hatte das Wunder vollbracht, den einzigen Sohn (meine Schwester war schon 1908 im Alter von 16 Jahren gestorben) im Feindesland für einige Stunden besuchen zu dürfen. (Italien war damals nur mit Österreich, aber noch nicht mit Deutschland im erklärten Kriegszustand, obwohl an der österreichischen Front von Anfang an deutsche Truppen mitkämpften.) Nach 8 Monaten Krankenlager wurde ich in ein österreichisches Kriegsgefangenenlager verbracht, ein kleines Kastell am Meeresstrand von Finalmarina, wo ich mich allmählich erholte, obschon die verletzte Lunge so schlecht verheilt war, dass sie für immer untätig blieb. Später erhielt ich dafür ein Verwundetenabzeichen und eine Versorgungsgebühr von monatlich 19 RM. Und noch später – nach dem November 38, dem Datum des vorerst letzten Judenpogroms – wurden diese Gebühren vom Staat einbehalten zur Deckung der 20 % [ig]en Abgabe vom Judenvermögen – als »Sühneleistung« für das Pariser Attentat eines ... Polen.*²

Erinnerung meiner ersten Freundschaft vor dem Krieg

Finalmarina, ein reizender Fischerort an der Riviera, hatte für mich noch eine besondere Anziehungskraft: es lag nahe von Porto Maurizio, wo der Freund meiner nun überschrittenen Jugend*³ vor dem Kriege den Sommer verlebte und von wo eine leidenschaftliche Korrespon-

denz nach dem Starnbergersee hin und her ging. Seinen allwöchentlichen Briefen lagen liebenswürdige Zeichnungen bei, welche die zarten und strengen Umrisse der ligurischen Berge festhielten, auf deren Höhen mein Freund in mond hellen Nächten bis zum Aufgang der Sonne die Stimmungen Zarathustras mit dem reinen Ernst des erwachenden deutschen Jünglings durchlebte. Wir waren damals ein Herz und eine Seele gewesen und auf dem Weg über Nietzsche auf dem Weg zu uns selbst.

Nietzsche vor und nach Hitler

Wir hatten den Zarathustra schon auf der Schulbank gelesen, mit boshafter Vorliebe während des protestantischen Religionsunterrichts. Mein Freund, den sein Vater (ein hochgebildeter Grossindustrieller, der später Hitlers Partei finanzierte) darin unterstützte, zog schon damals die Konsequenzen: er erklärte seinen Austritt aus der protestantischen Kirche und wurde ein Mitglied der »freireligiösen Gemeinde«, an deren Spitze [Abb. 13] der Monist und Nietzscheforscher E. Horneffer stand. Seine kleine Gemeinde war vor dem Krieg nur eine eben geduldete Sekte, sie ist nun in verwandelter Form durch ganz Deutschland verbreitet, als »deutsches« Christentum, neues Heidentum und antikirchliche Bewegung.

Ich selbst habe 1923 mit einer Arbeit über Nietzsche promoviert, als Dozent (1928-34) wiederholt über Nietzsche gelesen, auf dem Prager Kongress (1934) Nietzsche als den »Philosophen der Zeit« vorgestellt und schliesslich in einem Buch (1935) eine Interpretation des Kernpunkts seiner Lehre versucht. Und auch heute, nach 27 Jahren seit meiner ersten Zarathustralektüre, wüsste ich die Geschichte des deutschen Geistes mit niemand anderm zu beschliessen, obgleich ich der deutschen Revolution die Einsicht in die Gefährlichkeit des »gefährlich leben« verdanke. Nietzsche ist und bleibt ein Kompendium der deutschen Widervernunft oder des deutschen Geistes. Ein Abgrund trennt ihn von seinen gewissenlosen Verkündern, und doch hat er ihnen den Weg bereitet, den er selber nicht ging. Auch ich kann nicht leugnen, dass der Wahlspruch, den ich in mein Kriegstagebuch schrieb: »navigare necesse est, vivere non est«⁴ auf vielen Umwegen und doch direkt von Nietzsche zu Goebbels heroischen Phrasen führt.¹

Ich besitze noch die Photographie eines pathetischen Selbstportraits meines Freundes aus dem Jahre 1913. Sie versinnlicht mir unsere Gemeinschaft in Nietzsche. Das eigenwillige und trotz seiner Jugendlichkeit unerbittlich scheinende Antlitz ist frontal auf den Beschauer gerichtet, die rechte Hand umfasst über der nackten Schulter den Griff eines Schwertes, auf dem »Liebe und Wille« steht. Wenn ich es heute wieder betrachte, so wird mir der geschichtliche Zusammenhang mit der deutschen Gegenwart evident: jede illustrierte Zeitung zeigt nun massenhaft solche deutschen Gesichter: bis zur Starrheit gehärtet, mit zusammengepresstem Mund und maskenhaft angespannt bis an die Grenze des Menschlichen. – Wer Nietzsches Bedeutung für Deutschland [Abb. 14-17] kennt, der findet unschwer die Brücke, die den Graben zwischen dem »vor« und dem »nach« überwölbt. Ohne diesen letzten deutschen Philosophen lässt sich die deutsche Entwicklung gar nicht verstehen. Sein Einfluss war und ist grenzenlos innerhalb deutscher Grenzen. Die angelsächsische Welt, selbst Italien und Frankreich mit d'Annunzio und Gide, sie können das nie ganz begreifen, so fremd ist ihnen im Wesen, was die Deutschen an Nietzsche anzieht. Er ist wie Luther ein spezifisch deutsches Ereignis, radikal und verhängnisvoll.

Erst im Sommer 1934, als ich bereits Emigrant war, lernte ich Zarathustras Landschaft aus eigener Anschauung kennen. Wir verbrachten die heisse Zeit in Pozzetto bei Rapallo und wanderten von dort den bezaubernd schönen Weg von Ruta bis Portofino entlang. Die erste Ahnung von der vollkommenen Schönheit des Südens hatte mir aber die Gefangenschaft in Finalmarina und in den alten Festungen oberhalb Genuas gegeben, von wo aus ich durch eisenvergitterte Fenster die Sonne aus dem Meer hervorstiegen sah und einige der glücklichsten Augenblicke des Bei-mir-selbst-Seins durchlebte. In einer dieser Festungen war es auch, dass ich 1916 nach langem Schweigen einige Fotos von meinem Freunde empfing. Er war bei einem Flakgeschütz in den Vogesen und ein Zusammentreffen mit unserm Biologielehrer Wimmer, dessen liebste Schüler wir waren, ist der Anlass zu dieser Erinnerung an den Dritten im Bunde gewesen.

Österreicher, Deutsche und Italiener

Das erste Jahr der Gefangenschaft war ich als einziger Reichsdeutscher mit Österreichern zusammen, d.h. mit jenem Völkergemisch, das die letzte alteuropäische Dynastie bis 1918 zusammenhielt: mit Linzern, Wienern und Ungarn, mit Tschechen (sie waren meistens desertiert und kämpften dann gegen Österreich), Kroaten und Polen. Besonders die Wiener und Ungarn verstanden es sich das Leben nach Möglichkeit zu erleichtern, durch gesellige Künste, Trinkgelage, Spiel und Witz, Gesang und Musik. Die »k. und k.« Fähnriche und Kadetten, mit denen ich einen Raum bewohnte, liessen sich stundenlang von ihren [Abb. 18-20] Ordonnanzen frisieren und nie versäumten sie die Pflege ihres Äussern. Fast alle hatten literarische Interessen. Ein eleganter Marin[e]-offizier, dessen Gesicht an O. Wilde erinnerte, machte mich mit Weiningers »Geschlecht und Charakter« bekannt, der Kadett K. diskutierte mit mir über Feuerbach, Oberleutnant H. beäugte mit seinem Feldstecher die italienischen Damen unten am Strande, der Hauptmann L. zeichnete die Kalkwände voll witziger Karikaturen, und Leutnant N., der wegen eines Fluchtversuchs mit mir und 7 andern Offizieren in Forte Maggiore einen Monat Straffestung absass, mörtelte die Mauerrisse unserer Zelle mit den vom Essen übrig gebliebenen Maccaroni zu. – Alle hatten irgend eine individuelle Begabung und eine altösterreichische Humanität, die das enge und aussichtslose Zusammensein in den 4 kahlen Wänden der Festung verschönte. 1917 wurde ich in ein reichsdeutsches Lager nach Volterra und von dort nach Castel Trebbio bei Florenz versetzt. Der Unterschied war auffallend: nichts von allem dem vorhin Erzählten bei den allzu tüchtigen, organisierenden, korrekt-pedantischen und ewig protestierenden Deutschen, die sich das Gefangenleben mit höchst unangebrachten Präntionen erschweren. Ich lebte in einem Raum mit Leutnant H. und Sch. zusammen. Der eine war in Rostock Amtsrichter gewesen, der andere hatte vor, sich für Geschichte zu habilitieren. Er war ein wütender Bismarckverehrer und Rassengeschichtler nach dem Vorbild von Schemann und Gobineau. Wenn er seine preussische Offizierswürde nicht genügend berücksichtigt glaubte, setzte er lange Beschwerden auf, nahm seinen Helm auf den Kopf und legte sämtliche Orden an, um sich feierlich zum italienischen Kommandanten unsres Lagers zu begeben, der seine Beschwerde weiter zu leiten versprach und sie nachher in den Papierkorb warf. In Wirklichkeit gab es sehr wenig Anlass zu ernstest Klagen, was mich